

# England und die oberdeutsche Reform

Von G. R. Elton

Daß die englische Reformation sehr eigener Art gewesen sei, gehört zu den Gemeinplätzen der Geschichtsschreibung; oft wird hinzugesetzt, daß sie einzig und allein einer Aktion des Staates entsprungen sei. Eine in ihrer Struktur und in vielen Zeremonien traditionelle Staatskirche gilt als einzigartig, und einzigartig auch darin, daß angeblich nur ein Machtkalkül und realpolitische Umstände an Stelle einer religiösen Revolution sie hervorgebracht haben. Obwohl die jüngere Forschung davon viel in Frage gestellt hat, bleiben die allgemeineren Darstellungen besonders außerhalb Englands noch bei der alten Deutung. Andererseits dominiert selbst in Deutschland heute nicht mehr die Überzeugung, daß die deutsche Reformation sich einfach von Luther und vom geistigen Aufruhr herleiten lasse: man anerkennt besser die Bedeutung der oberdeutschen und schweizerischen Reformation und kommt allmählich dazu, die Erklärung nur in den sozialen Umständen und Spannungen zu suchen. Die Entdeckung, daß in dem Abschied von Rom die Städte eine nicht weniger wichtige Rolle als die Fürsten gespielt haben, hat schon zu einer Version geführt, in der Straßburg als bedeutender denn Wittenberg erscheint und die Gesellschaftsprobleme den theologischen Streit in den Hintergrund drängen. Ich darf vielleicht bemerken, daß diese Neuansichten gewiß schon nach England gelangt sind (im Gegensatz zu der revidierten Geschichte Englands in Deutschland); meiner Ansicht nach hat man sogar das Neue zu eifrig geschluckt. Eine Interpretation der Reformation, bei der es sich rein um Luther und den Glauben handelt, ist ebenso unzureichend wie eine, in der nur von Zwingli und der Stadtpolitik die Rede ist. Die Interaktion zwischen England und Süddeutschland in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bietet die Möglichkeit, diese einerseits etwas veralteten und andererseits etwas zu neugeprägten Theorien der Geschichtsschreibung einer hoffentlich nüchternen Prüfung zu unterziehen.

Als sich zunächst in England der Drang zum Bruch mit Rom bemerkbar machte, bestand an sich die Wahrscheinlichkeit, daß das Königreich die Reformation Luthers annehmen oder sich ihr doch wenigstens weitgehend annähern würde. In den zwanziger Jahren des Jahrhunderts erwarb sich Luther eine Anzahl Schüler an den englischen Universitäten. Besonders gewann seine Lehre Gewicht durch den Einfluß von Tyndale, der ihr den Großteil seiner reformatorischen Ideen verdankte. Und Tyndale war ein tätiger und geschickter Propagandist. Selbst nachdem seine Schriften verdammt und ihr Lesen verboten worden war, konnte man ihn doch mittels der endlosen Zitate kennenlernen, die sich bei Thomas More in seinen Gegenschriften finden.



Seine Glaubensgenossen – besonders George Joye und John Frith – blickten auch nach Wittenberg, und selbst die von More geleitete Verfolgung der Jahre 1530–32, in der auch Frith umkam, vermochte die ansteigende Flut nicht einzudämmen. Es ist natürlich wahr, daß der Ehestreit des Königs und dessen autonome Lösung – die Aufrichtung des königlichen Supremats in der Kirche – der protestantischen Propaganda wertvollen Boden vorbereitete; aber wir sind uns jetzt doch sicher, daß diese Ausbreitung der Ideen einen starken Antrieb aus geistiger Unzufriedenheit darstellte, wie sie überall die Tradition untergraben hat. In England kam noch hinzu, daß die neue Lehre aus dem Ausland mit einer einheimischen Ketzerei – Lollardy – gemeinsame Sache machen konnte.

Die politischen Führer der dreißiger Jahre, besonders Thomas Cranmer und Thomas Cromwell, neigten Sachsen zu. Cranmer fand dort den ersten Anlaß zu seiner immer protestantischer werdenden Theologie, und Cromwell erklärte ausdrücklich, er sei in Sachen des Glaubens der lutherischen Meinung, abgesehen davon, was ihm die Politik und der Dienst seines Königs aufzwingen. Man denke auch daran, daß die lutherische Reformation schon hinreichend bewiesen hatte, wie nützlich sie für die Landesfürsten sein konnte, die ihre Territorien zu konsolidieren, ihre Kirchen der weltlichen Obrigkeit zu unterwerfen und die finanziellen Vorteile der Säkularisation auszubenten bestrebt waren. Dem Beispiel, das Sachsen und Hessen in den zwanziger Jahren geboten hatten, folgten in den Dreißigern Brandenburg, die Braunschweiger und Kleve-Jülich in verschiedener Weise. Auch Skandinavien bewegte sich bereits in dieselbe Richtung. Unter dem Einfluß Cromwells knüpfte Heinrich VIII. die Verbindung nicht nur mit der bürgerlichen Regierung Jürgen Wullenwevers in Lübeck an, sondern besonders mit Sachsen, Dänemark und Kleve: landesfürstliche Verbündete haben ihn mehr angezogen als städtische. Viele der Voraussetzungen, vom religiösen Eifer bis zur Herrscheridee, die allmählich in Norddeutschland und im Baltikum zum Luthertum führten, waren auch in England vorhanden.

Und dennoch erreichte das Luthertum nie einen schlagkräftigen Einfluß in England; im Gegenteil, es war dort bald im Abstieg begriffen. Was auch immer sein Minister, sein Erzbischof und seine Prediger sagen mochten, der König selber blieb der unerbittliche Gegner von Wittenberg. Natürlich stand er dabei nicht allein. Die Partei der Reform, die in sich auch selbst uneins war, weil sich die Rivalität protestantischer und erasmischer Einflüsse bemerkbar machte, blieb zu jener Zeit zahlenmäßig auch in Regierungskreisen in der Minderheit; und das Weiterbestehen einer Kirche, die nach außen hin die alten Züge von Bischöfen, Kirchengewalten und ausgedehntem Landbesitz behielt, verhinderte auch den einwandfreien Bruch mit der Vergangenheit. Den englischen Theologen war es nicht möglich, in allen Dingen mit der Wittenberger Reform übereinzustimmen, besonders, da doch die Lutheraner gerade zu der Zeit miteinander und mit anderen Reformatoren im Streite lagen. Um sich mit Luther zu verständigen, mußte man ja immer seine ganze Lehre ohne Zögern annehmen: vom freien Verhandeln konnte nicht die Rede



sein. Doch alle Hindernisse wären schon mit der Zeit und mit der Art von Entschlossenheit, die Cromwell eigen war, überwunden worden, wenn der König nicht absolut die Annäherung zurückgewiesen hätte. Einmal hieß es, er sei bis zum Ende seines Lebens orthodox katholisch geblieben, aber die Neuuntersuchung seiner Ansichten läßt diesen Schluß nicht mehr zu. Heinrich ist in Wirklichkeit sein eigener Theologe gewesen, der sich sehr eklektisch einen eigenen Glauben aus Tradition, Erneuerung und Selbstsucht zusammengestellt hat. Die Bedeutung der Laienrolle in der Kirche nahm er zum Beispiel bereitwillig an, so daß die Lehre vom Priestertum aller Gläubigen ihn nicht gestört hat, und obwohl er eine vorsichtige Einstellung gegenüber der Abschaffung des Aberglaubens und der heilbringenden Werke bevorzugte, hatte er im Grundsatz nichts gegen den Begriff „sola fide“. Hingegen mißtraute er der volkssprachlichen Bibel und haßte die Priesterehe, zwei Schnörkel, die in den Verhandlungen von 1538 dem Übereinkommen mit den Lutheranern im Wege standen. Diese seltsame Konzentration auf weniger wichtige Einzelheiten, obwohl sich doch die beiden Seiten im wesentlichen ganz nahestanden, deutet auf die Wahrheit hin. Wie es bei diesem König immer der Fall war, beruhten seine öffentlichen und politischen Entscheidungen auf höchst persönlichen Grundlagen. Weder hatte er Luther die heftige und verächtliche Antwort auf sein Buch über die Sakramente verziehen, noch hatte er das Wittenberger Urteil gegen seine erste Ehescheidung vergessen. Auch hat er nicht recht einer Richtlinie getraut, die durch die Betonung der Laienrechte sein eigenes Monopol von Gottes Gnaden über die Kirche beeinträchtigen konnte; sein Zwist mit Cromwell entsprang dessen Wunsch, das weltliche Recht und das Parlamentsgesetz über die Ansprüche einer Kirchenidee jure-divino triumphieren zu lassen. Also ist es effektiv Heinrich VIII. gewesen, der in den dreißiger Jahren Luther aus England ferngehalten hat, gerade zu der Zeit, als an sich die Rezeption der norddeutschen Reformation die besten Chancen hatte. Trotz des vorhandenen Willens, dieses Ziel zu erreichen, fehlte es an der Macht, das einzige entscheidende Hindernis, den Widerstand des Königs, aus dem Wege zu räumen.

Heinrich hatte aber noch einen weiteren Grund für seine Weigerung, auf dem wohl approbierten Schisma nun noch eine wahre Reformation aufzubauen, und hier sah er deutlicher als Cromwell, dessen Fall seinem Mangel, die Gefährlichkeit gewisser Tendenzen einzusehen, zuzuschreiben ist. Selbst in den dreißiger Jahren stand der Einfluß Luthers (ob direkt oder durch die Nachfolger von Tyndale vermittelt) nicht mehr allein da. Den wirklich extremen Radikalen brauchen wir hier nicht nachzugehen. Von ungefähr 1536 an gab es in England schon Wiedertäufer, aber sie machten keine Fortschritte und bekehrten fast niemanden; die wenigen, die man gefunden und entweder vertrieben oder verbrannt hat, waren Deutsche und Niederländer. Die Rivalen, um die es sich hier handelt, gehörten auch zu den großen Reformatoren, aber an Stelle der Stimme von Wittenberg hören wir immer mehr die der städtischen Vertreter. Schon 1536 ließen sich die Aufrührer in Nordengland dazu überreden, Butzer und Oekolampad zusammen mit Luther und



Melanchthon anzuprangern – zu einer Zeit, da von ihren Schriften noch nichts ins Englische übersetzt worden war. Die öffentliche Politik wendete sich besonders gegen die sogenannten Sakramentariier, ein Schimpfwort, das wohl auch Täufersekten einbegriff, hauptsächlich aber gegen die angeblichen Anhänger Zwinglis gerichtet war. Man warf ihnen vor, sie hätten die Idee der Realpräsenz im Abendmahl vollkommen aufgegeben, was sie für Heinrich VIII. zu den unerträglichsten aller Ketzer machte. Daneben verwechselte man sie noch mit den wahren Subversiven, die vom Gemeinbesitz allen Eigentums und aller Frauen redeten: auch in England hatte das Königreich von Münster seinen Eindruck hinterlassen. Ob er nun auf Rom oder Wittenberg oder seine einheimischen Konservativen hörte, Heinrich war überzeugt, daß Butzer, Zwingli und ihresgleichen gefährliche soziale und religiöse Revolutionäre seien, die alle gute Ordnung und Tradition zu vernichten suchten. Und so kam er zu dem Schluß, er könne seine reine und orthodoxe Kirche nur dadurch vor diesen letzten Abscheulichkeiten retten, daß er jeder Art von Reformation Widerstand leistete. Daher die Reaktion von 1539–40, die die Messe, den Zölibat und die Ohrenbeichte wiederherstellte; daher das Ende Cromwells, von dem der König zwar kurz nur – doch lang genug – zu glauben bereit war, daß sein Vizegerent Zwinglianer und Sakramentariier sei. Obwohl er die Anfänge der Reformation auszutilgen nicht gewillt war, verhinderte Heinrich bis zum Ende seines Lebens jeden weiteren Fortschritt; und als er endlich verschwand, war Luther schon vor ihm gestorben, und der Schmalkaldische Bund stand am Vorabend seines Zusammenbruches. Die Möglichkeit einer lutherischen Reformation in England war vorbei.

Durch einen historischen Zufall, ein persönliches Mißverständnis, haben also die oberdeutschen Reformatoren zu Luthers Niederlage in einem Reich beigetragen, das an sich für dessen Erfolg vielversprechend ausgesehen hatte. Und sowie einmal die schwere Hand Heinrichs VIII. das Ruder freigab, pflückten sie auch die Siegesfrüchte. Die von Cranmer während der Zeit Eduards VI. geleitete protestantische Reformation fand ja ihre religiöse Inspiration bekanntlich bei festländischen Theologen, von denen allein Melanchthon sich zum Luthertum bekannte. Und der reiste nie nach England, wohingegen wohlbekanntere Oberdeutsche voller Eifer nach London, Oxford und Cambridge eilten. Die Mühlberger Schlacht deutete das Ende von Straßburg als einer Zufluchtsstätte an, so daß der Ruf aus Canterbury gerade zur rechten Zeit kam, um Martin Butzer, Peter Martyr Vermigli, John a Lasco usw. vor dem Sieg Karls V. zu schützen. An der Spitze derer, die zu Hause blieben und ihre englischen Kollegen aus der Ferne berieten, stand von nun an der Zürcher Heinrich Bullinger. Diese Verbindungen hatte man während der katholischen Reaktion der vierziger Jahre angeknüpft, als exilierte Protestanten in Straßburg, Basel und Zürich Zuflucht nahmen. Geradezu ostentativ hatten sie Wittenberg und Antwerpen, die Heilstätten der zwanziger Jahre, beiseite gelassen, und bei der Rückkehr brachten sie ihre neuen Überzeugungen mit. Obwohl die Forschung noch diskutiert, wie weit das Ergebnis aus einheimischen Traditionen oder unter fremdem Einfluß hervorge-



gangen ist, kann man doch nicht bezweifeln, daß die theologische Grundlage der protestantischen Kirche Englands mit Ziegelsteinen aus oberdeutscher Manufaktur gebaut worden ist. Am deutlichsten erscheint das in der anglikanischen Abendmahlslehre, drückt sich aber auch anderswo aus: z. B. in der Prädestinationsdoktrin, in der Stellungnahme zu den Zeremonien, allmählich auch in der Ekklesiologie, und besonders in der Betonung des Unterschiedes zwischen dem zum Heil Essentiellen oder Indifferenten – in der Lehre von den Adiaphora. Keinem der Zentren der Reformation ist es geglückt, England ausschließlich für sich zu erobern, und die erneuerte Landeskirche behielt markant manches bei, das ihr eigen war. Die 39 Artikel, auf denen der Glaube dieser Kirche ruht, sind ja bekanntlich so allumfassend, daß es wohl nur dem Teufel und dem Türken – und unter Christen nur den Täufern – unmöglich gewesen wäre, sie anzunehmen. Will man jedoch die anglikanische Staatskirche in eine der Kategorien einordnen, die aus dem Durcheinander der Reformation hervorgingen, dann steht Zürich Basel und Straßburg am nächsten und Wittenberg sehr fern. All dies wurde bei der Wiedererneuerung durch Elisabeth I. bestätigt. Das Settlement von 1559 stellte eine im Glauben hauptsächlich oberdeutsche Kirche her, die für den Einfluß Calvins offen war. Es ist hoffentlich klar, daß ich hier an die Theologie denke, aber wenn man von der Kirche redet, soll die Theologie nicht immer vergessen sein, was auch im Bereich von Disziplin und Besitztum vorgehen mag. Unter Elisabeth blieben auch weiter die Verbindungen mit Zürich sehr rege; in der Achtung, die englische Geistliche der Belehrung vom Kontinent her widmeten, wurde selbst Beza nie von Bullinger übertroffen.

Aber erscheint dies Resultat nicht sehr merkwürdig? Wenn es wahr ist, daß die englische Reformation die Ziele der weltlichen Obrigkeit verkörpert hat – besonders die einer machtgierigen Krone und einer landbesitzgierigen Oberschicht – dann muß man sich fragen, warum von diesen Interessen her eine Religion angenommen wurde, die in den Städten und für städtische Zustände entwickelt worden war, und die gewisse, gegen jede Kontrolle von oben her eingestellte Prinzipien des Glaubens und der Kirchenordnung in sich barg. Daß der Einfluß von Zwingli und Calvin, der sich in dem sogenannten puritanischen Flügel der elisabethanischen Kirche bemerkbar machen sollte, zur Forderung nach einem presbyterianischen Klerus und einer jedenfalls ein wenig demokratisierten Kirchenordnung führen würde, war schon vor 1559 vorauszusehen; gewiß bereitete es denen keine Überraschung, die Süddeutschland als Exulanten unter Heinrich VIII. und der Königin Maria besucht hatten. Wenn andererseits die oberdeutsche Reformation so eindeutig eine städtische Bewegung war, die man nur im Zeichen des Bürgertums verstehen kann, dann läßt sich kaum erklären, wieso ihre Religion auf eine nationalterritoriale Kirche, wo der Monarch regierte, der Landadel die große Politik betrieb, und die Kanzel konsequent den Obrigkeitseingehorsam predigte, eine solche Anziehungskraft ausüben konnte.

Zur Erklärung kann man vielleicht auf reine Zufälle hinweisen. Wären Melancthon und Bugenhagen anstelle oder an der Seite Butzers nach Eng-



land gekommen, dann wäre Cranmer möglicherweise zu seiner ersten Liebe, zum Luthertum, zurückgekehrt. Als ein Mensch, der zeit seines Lebens nach Aufklärung und Zusicherung suchte, war er ja immer jedem direkten Einfluß ausgesetzt. Der reine Zufall erklärt aber nicht die Bereitwilligkeit, auf die Botschaft von Straßburg und Zürich (und schließlich von Genf) zu hören, die man bei zuversichtlichen Menschen wie Nicholas Ridley, John Hooper und Richard Cox findet. Tatsächlich erscheinen die konventionellen Theorien über das Zeitalter als unzureichend und irreführend. Gewiß wurde die Reformation in England durch die Mitarbeit der weltlichen Macht möglich gemacht. Ohne Heinrichs VIII. Eheproblem hätte sie nicht so früh angefangen; ohne Cromwell hätte der Zwist mit dem Papst nicht sofort zur Förderung des Protestantismus geführt, der spontane Unterstützung nur von einer kleinen Gruppe reformgesinnter Geistlicher und sympathisierender Laien erhielt; wenn die Herzöge von Somerset und Northumberland der totalen Reformation feindlich gegenübergestanden hätten, würde selbst die Gegenwart einer nun stark gewordenen Anzahl von reformierten Pastoren den Umsturz unter Eduard VI. nicht erzwungen haben. Doch hat die unabhkömmliche Mitarbeit der Regierung, die man überall, wo es zur Reformation kam, vorfindet, den englischen Anteil an der großen Veränderung nicht speziell zu einer Staatsaktion gemacht. Ihren Kurs bestimmten die gewöhnlichen Sachverständigen, die Theologen. Gewiß brachte England im 16. Jahrhundert keinen großen und erneuernden Theologen hervor, doch gab es im Lande eine rechte Anzahl gut gelahrter Herren, die für die von der anderen Seite des Ärmelkanals herüberspringende Botschaft von der Erneuerung genügend ausgebildet waren. Und nur aus dem Grunde, weil die religiösen Führer fast von Anfang an die oberdeutschen Lehren für überzeugender hielten als die Luthers, bewegte sich England sogleich mehr in die radikale Richtung, die Zwingli zuerst angedeutet hatte.

Zweitens sieht es nun so aus, als ob jede Analyse, die die Unterschiede zwischen Luther und Zwingli und ihren Kirchen einzig und allein auf die sozialpolitischen Umstände ihrer Tätigkeit zu schieben sucht, auch unzureichend und irreführend ist. Da die wesentlichen Bestandteile des in der Helvetischen Konfession niedergelegten Glaubens sich auch in dem sehr verschiedenen Klima und in der sehr andersartigen Gesellschaft Englands zu Hause fühlen konnten, läßt sich ihre Eignung zur unabhängigen Existenz nicht verleugnen. Die verschiedenen Vorkämpfer in diesem Ringen um das Wort Gottes dachten doch, daß es um die Wahrheit der Schrift ging; obwohl wir als Historiker das Recht haben, die sie bildenden zeitbedingten Zustände zu studieren, dürfen wir doch nicht vergessen, wie die Sache für sie selber aussah. Die gründliche Untersuchung von Städten und Sozialschichten, von Gesellschaftsstruktur und Klassenkampf, von Wirtschaftsinteressen und politischem Ehrgeiz, so wichtig und aufhellend sie auch sein mögen, erklären uns nichts über die Reformation, wenn wir es uns nicht gestatten, die geistigen und glaubensbedingten Angelegenheiten der daran Beteiligten zu überblicken. Zwingli hat Zürich nicht etwa reformiert, weil seine Art Kirche der



dortigen Obrigkeit paßte oder weil er den Imperialismus der Stadt unterstützen wollte (gewiß zwei seine Reform fördernde Umstände), sondern weil er überzeugt war, er wisse, wie die rechte Kirche gestaltet und der rechte Gottesdienst gehalten werden sollte. Eine gewisse Ironie liegt in der Tatsache, daß die Zürcher Reformation steckenblieb und die territoriale Ausdehnung der Stadt aufhörte, während andererseits der Glaube Zwinglis in weiter Ferne eine neue Kolonie gründete. Ich bin wahrhaftig nicht geneigt anzunehmen, daß die Ideen immer mächtiger und ausdauernder sein müssen als die materiellen Interessen der Menschheit, aber ihre Kraft zu verleugnen, wenn sie so deutlich auftritt, wäre doch eine Dummheit.

Warum aber erwiesen sich die Ideen der oberdeutschen Reform in England als so besonders anziehend? Wie schon gesagt, standen dort die zur Reform geneigten Geister früh mit Luther in Verbindung und schienen ein Jahrzehnt lang hauptsächlich auf ihn zu hören, aber von 1538 an gingen sie fast einstimmig und auf Dauer zu der Art Reformation über, die Luther für falsch und verderblich hielt. Die Antwort auf diese Frage liegt in den Einflüssen, die auf diese englischen Empfänger ausländischer Lehren gewirkt haben. Canterbury und die Städte Süddeutschlands, die in der Sozialstruktur, den Verwaltungsmethoden und den volkswirtschaftlichen Bedingungen nichts miteinander gemein hatten, stammten von denselben intellektuellen Vorfahren ab und hatten daher bei der Auseinandersetzung wenig Schwierigkeiten. Diese gemeinsame Grundlage läßt sich in drei Teilen analysieren.

Zunächst einmal standen alle englischen Reformatoren stark unter dem humanistischen Einfluß des Erasmus. In Cambridge, wo er von 1511 bis 1514 untergekommen war, galt sein Ruf ebensoviel wie in Basel, wo er sich in den zwanziger Jahren niederließ. Zwingli, Oekolampad und Capito waren nicht weniger in das Netz seines Briefwechsels einbezogen als seine Freunde in England. Weil die treuesten dieser Freunde – Thomas More und John Fisher – der Reformation Heinrichs VIII. zum Opfer gefallen sind, lassen sich diese engen Beziehungen leicht verdunkeln; man hat erst vor kurzem wiederentdeckt, daß die jüngere Gelehrtengeneration, die Cromwell und Cranmer bei der Kirchenreform Beistand leistete, auch weiter von Erasmus viele Anregungen bezogen hat. Cromwell selbst hielt nicht nur viel von Erasmus, sondern gab ihm auch ein schönes Stück Geld – eine Art der Anerkennung, die Erasmus besonders gewürdigt hat. Andererseits, wie ja bekannt ist, haben sich Luther und Erasmus schon 1525 getrennt. Es kommt noch hinzu, daß die englischen Reformatoren, die konventionell bei den Scholastikern zur Schule gegangen waren, die Verachtung der Humanisten für die zwei traditionellen Wege – die *via antiqua* wie die *via moderna* – geteilt haben. Daher fanden sie bei Luther, dessen Denken (wie wir es ja neuerdings besonders von Herrn Professor Oberman erfahren haben) stark unter dem Einfluß des Nominalismus stand, vieles, was ihnen letzten Endes kaum verständlich und sogar unsympathisch war. Das tritt besonders in der wichtigsten Debatte der Frühreformation hervor – in dem Streit über die Abendmahlslehre. Zwingli und Butzer gebrauchten dabei manches, was auf



Erasmus weist: In ihrem Denken über das Mysterium des Willens Gottes steckte z. B. mehr an humanistischem Rationalismus als es später Calvin angenehm war. Daher fanden sie Anklang in England, wo die Achtung für Erasmus nie vor Luthers Donnergewitter gewichen war und wo man Luthers komplizierte Lehre von einer Korporealpräsenz ohne Transsubstantiation philosophisch nicht akzeptieren konnte. Diese Verehrung der humanistischen Tradition hielt auch während der dunklen Jahre am Ende von Heinrichs Regierungszeit die Flamme der Reform am Leben, besonders in dem Kreis, der sich um seine letzte Königin gebildet hat. Auch bei der Reformation Eduards VI. und 1559 spielten die humanistischen Neigungen eine wichtige Rolle.

Zweitens zog die oberdeutsche Reformation die Engländer durch ihre Betonung von friedlichen und versöhnlichen Prinzipien an. Auch in England gab es Fanatiker (obwohl der mächtigste von ihnen, John Knox, sorgfältig in sein heimatliches Schottland abgelenkt wurde), aber die Haltung der Führenden suchte immer nach Mäßigung und hielt an der Idee fest, daß gute Christen in einer Kirche miteinander existieren können, selbst wenn sie sich nicht in allen Einzelheiten einig sind. Die allumfassende Kirche Englands, wie sie 1559 hervortrat, stand auf zwei Säulen. Sie wählte den Mittelweg zwischen den Extremen, und sie bestand auf dem Unterschied zwischen den zum Heil unabdingbaren ewigen Dingen einerseits und den indifferenten Dingen andererseits, die man verschieden beurteilen darf und die zeitlich und örtlich gebunden sind. *Via media, adiaphora*: Dies waren die Losungen, ohne die der Anglikanismus nie bestanden hätte. Beide traten von Anfang an in den Auseinandersetzungen auf, besonders bei Thomas Starkey, Cromwells wertvollstem Mitarbeiter, obwohl auch er einmal von Cromwell persönlich angewiesen werden mußte, ein noch stärkeres Gewicht auf den Mittelweg zu legen. Diese Losungsworte hatten aber auch für die Oberdeutschen, besonders für Butzer, bei ihren Bestrebungen große Bedeutung, die verschiedenen Reformparteien zur Einigkeit zu bringen. Es handelt sich hier nicht um einen direkten Einfluß oder etwa ein Ausleihen von Ideen. Das gleiche Streben nach Frieden, Einverständnis und Mäßigung fand man in England und Straßburg, so daß sich das Tor leicht für den Einzug der süddeutschen und schweizerischen Reform öffnen ließ. Andererseits aber paßten diese beiden Grundlagen den kalvinistischen Nachfolgern Calvins recht wenig, so daß sich auch in der elisabethanischen Kirche eine kompromißfeindliche und fanatische Partei bildete. Doch benahm sich immer nur eine Minderheit der englischen Calvinisten und der Puritaner jeweils in so extremer Façon; im wesentlichen blieben alle Strömungen in der Kirche der Suche nach dem Mittelweg treu.

Zum Dritten schließlich enthielten die oberdeutschen Ideen einen starken sozialen Aktivismus, der auch wieder in England einen einheimischen Anklang finden konnte. Schon Tyndale und seine Mitarbeiter beschäftigten sich sowohl mit den praktischen Problemen der allgemeinen Erneuerung als auch mit den feineren Punkten der theologischen Debatte. Von vornherein waren



sie mehr an der Ethik als an der Dogmatik interessiert, und dieser Vorzug wurde in vieler Hinsicht typisch. Gewiß hatte auch Luther das tägliche Dasein keineswegs vergessen, aber er kümmerte sich doch sehr viel weniger als die süddeutschen Städte und ihre religiösen Führer um die Probleme der sozialen Kontrolle, um die Einmischung in Wirtschaftsangelegenheiten, um die Organisation der Armenfürsorge. Für seinen eschatologischen Geist war dies alles im Vergleich zum transzendentalen Heil nicht nur unwichtig, sondern geradezu Zeitverschwendung. Ein Buch wie Butzers „De Regno Christi“ konnte man aus seiner Feder nicht erwarten. In England gewann die praktische Rechts- und Lebensreform von Anfang an ebenso große Bedeutung wie das Abschaffen der Messe oder die Übersetzung der Schrift in die Landessprache. Und bei dieser Tätigkeit verfolgte Cromwell nur Ziele, die auch den geistlichen Führern als wichtig und richtig erschienen.

In dieser Weise erwies sich die städtische Reformation des Südens für die Fürstenreformation Englands brauchbarer als die Fürstenreformation des Nordens. Die Ideengemeinschaft wirkte entscheidender als irgendwelche politischen Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten. Einerseits war die englische Reformation nicht einfach eine Staatsaktion, andererseits aber sollte man bei den Oberdeutschen nicht weniger die Reformation als den städtischen Hintergrund in Betracht ziehen.